

Rakka, Stunde null

Die syrische Hauptstadt des IS steht kurz vor ihrer Befreiung – nun beginnt der Kampf um Versöhnung

JAN-NIKLAS KNIEWEL, AIN ISSA

Das Dorf im Norden der Provinz Rakka könnte ein kleines Idyll sein. Es liegt am Ufer des Balikh, das Land ist fruchtbar. Kinder spielen im Wasser. Doch obwohl die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) schon vor zwei Jahren vertrieben wurde, lebt hier nur noch ein Drittel der einst 80 Familien. Misstrauen hält die anderen von einer Rückkehr ab – denn 30 junge Männer aus diesem Dorf zogen in den Jihad. Alle starben.

Ein alter Stammesführer, dessen Sohn vom IS verschleppt und misshandelt wurde, hat das Treffen mit den Angehörigen eines IS-Kämpfers arrangiert. Die Täter entstammen diesem Dorf, sind Verwandte der Familie, die wir treffen. Der Scheich will das nicht angesprochen wissen. Man müsse eine leere Seite aufschlagen. Die neue Verwaltung sei erfolgreich, sagt er. Doch viele Konflikte blieben ungelöst. Nach der Befreiung vom IS sind viele der Unterstutzer geflohen, ganze Dörfer sind verlassen: «Die grösste Gefahr ist, dass das Asad-Regime zurückkehrt und diese Konflikte instrumentalisiert.»

Sektiererei, Unrecht, Chaos

In absehbarer Zeit werden die Syrischen Demokratischen Kräfte (SDF), ein kurdisch-arabisches Bündnis, Rakka ganz befreit haben. Die Hauptstadt des IS in Syrien. Doch der Kampf um die Zukunft der Region entscheidet sich nicht nur an der Front, sondern auch in den befreiten Städten und Dörfern. Es gilt zu verhindern, dass das Land weiter zerreisst. Und die Faktoren, die das Erstarken der Radikalen einst begünstigten, sind durch den Krieg oft nur noch schlimmer geworden: Sektiererei, Unrecht, Chaos. Für die SDF und die kurdisch dominierte nordsyrische Selbstverwaltung bedeutet, Stabilität zu erringen, einen Balanceakt zu bewältigen. Denn immer tiefer sind sie in den letzten Jahren in mehrheitlich arabisches Gebiet vorgezogen, bis westlich des Euphrats, wo sie die Grossstadt Manbij befreiten. Nun müssen sie Rakka befrieden.

Im Schatten eines Baumes sitzen der Bruder und die Eltern des Jihadisten. Alle sind Bauern. Ahmed hätte Lehrer werden sollen, er studierte in Damaskus. Stattdessen starb er mit 24 Jahren beim Angriff des IS auf Kobane. Eines Tages seien zwei andere Studenten in das Dorf zurückgekehrt, sagt Khalil, der Bruder. Sie hätten angefangen, radikale Ideen zu verbreiten. Die Region war zu diesem Zeitpunkt unter Kontrolle der Rebellen. Viele hatten Hoffnungen. Doch es gelang ihnen nicht, funktionierende Verwaltungen zu installieren, hinzu kam die Gewalt des Asad-Regimes. Davon profitierten radikale Gruppen. Zuerst die Kaida, dann der IS. Rasch gerieten die jungen Männer des Dorfes in den Sog der Ideologen. Ahmed wollte nichts mehr mit den Frauen zu tun haben, die keinen Nikab tragen. «Was sie getan haben und warum, kann ich nicht verstehen. Haben sie irgendetwas befreit? Etwas verändert? Nein», sagt der Bruder. «Es war das ausländische Geld, das hier alles verändert hat.»

Der Vater sitzt mit gesenktem Blick daneben. «Es war ein grosser Fehler. Für sie und für uns», sagt der Alte und verbirgt sein Gesicht in den Händen. «In unserer Brust klappt eine offene Wunde.» Ahmed war verheiratet, hatte einen Sohn. Als er starb, wurde seine Frau von ihrer Familie zur Ehe mit einem tunesischen IS-Kämpfer gezwungen. Sie gingen nach Rakka. Khalil und sein Vater versuchten, das Kind zurückzuholen. Die Frau drohte ihnen damit, sie an den IS zu verraten, wenn sie das Kind nehmen sollten. Was aus ihnen geworden ist? Sie wissen es nicht. «Was immer passierte, die Familien hier standen einander bei. Heute sagen die Nachbarn: Ihr seid der IS, ihr habt das alles über uns gebracht», sagt der Bruder. «Sie sehen auf uns herab. Wie kann es so weitergehen?»



Rakka steht vor einem Neuanfang. Eine zentrale Rolle dabei spielt der kurdische Politiker Omar Alloush, Vertreter des zivilen Rats der Stadt, der sie nach der Befreiung verwalten wird.

BILDER: JAN-NIKLAS KNIEWEL

Ihre Ratlosigkeit scheint aufrichtig. Doch wenn 30 junge Männer sich einer Terrorgruppe anschliessen, dann muss etwas im Argen gelegen haben. Dann muss es fruchtbaren Boden für ihre Ideen gegeben haben. Diesen fanden die Jihadisten an vielen Orten. Einer von ihnen ist Karama, ein östlicher Vorort von Rakka und inoffizielle Hauptstadt des Stammes der Breij. Hunderte Mitglieder des Stammes starben im Kampf für die Terrormiliz.

Heute umwerben die von den USA gestützten SDF sie und die anderen Stämme, in der Hoffnung, so vorerst Stabilität erringen zu können. In Rakka durchziehen Stammesstrukturen 90 Prozent der Bevölkerung. Sie sind keine homogenen Einheiten, doch an ihnen vorbei lässt sich keine Politik machen. Das Asad-Regime spielte stets Familien gegeneinander aus und versorgte Loyalisten mit lukrativen Posten. Doch der junge Bashar al-Asad unterschätzte ihre Bedeutung. Hinzu kamen Wirtschaftsreformen, die Unzählige im Norden und Osten Syriens in Armut stürzten, und so entglitten sie Damaskus' Kontrolle. Schliesslich benutzte auch der IS die Stämme, band Führer mit Posten an sich, mobilisierte sie entlang alter Konfliktlinien. Wer sich widersetzte, wurde getötet. 2014 massakrierte der IS 700



NZZ-Infografik/jok

Leute des Sheitat-Stammes. Andere Stämme halten weiter zu Asad – aus Sicht der nordsyrischen Selbstverwaltung ein Einfallstor für das Regime.

Kein Frieden ohne Vergebung

Milizionäre auf einem Pick-up-Truck bewachen die Zufahrtsstrasse nach Karama, verummte Bewaffnete sind auf den Dächern postiert. In einem Zelt versammeln sich Stammesführer, Vertreter der SDF und der nordsyrischen Selbstverwaltung. Scheich Mohamad Nur Ahmed al-Deeb vom Stamm der Breij ist ihr Gastgeber. Sein Bruder ist noch

heute ein hochrangiges Mitglied des IS. «Immer fragen mich westliche Medien nach den Stämmen, die den Terror unterstützten», ruft der kurdische Politiker Omar Alloush, Vertreter des zivilen Rats der Stadt Rakka, der sie nach der Befreiung verwalten wird. «Ich sage ihnen, dass das falsch ist! Die Stämme sind die Besitzer dieses Landes, sie unterstützen den Terror nicht!» Die SDF repräsentierten die einzige vernünftige Kraft, die es in Syrien noch gebe. «Die Opposition sucht nicht nach der Zukunft, sie hat keinen Plan – den haben wir! Die Diktatur wird niemals zurückkehren!», ruft er ins Zelt hinein. «Es gibt keinen Platz für jene, die gegen uns arbeiten!» Ein anderer Vertreter des politischen Arms der SDF bellt: «Wir opfern unsere Kinder, und es gibt jene, die ausserhalb dieses Landes sitzen und behaupten, euch zu repräsentieren. Fragt sie, wie sie das tun, in ihren Fünfsternehotels im Ausland!»

Vergabung, Bruderschaft, «jene da draussen im Ausland» – alle Reden kreisen um dieselben Stichwörter. Omar Alloush ist so etwas wie der Ingenieur der kurdisch-arabischen Beziehungen. Ob in Tell Abiad oder Manbij – er war immer dabei, baute die Kontakte zu den örtlichen Stammesführern auf und trieb zugleich die Errichtung lokaler Räte

voran, die die Verwaltung der Städte übernehmen. Nun steht er vor seiner schwierigsten Aufgabe: Rakka. Der zivile Rat der Stadt ist in einem kleinen flachen Gebäude in der Stadt Ain Issa untergebracht. Eine Handvoll Büroräume. In einem sitzt Alloush hinter seinem Schreibtisch und raucht. Zornige Männer stehen um ihn herum – eine Wahl sei ungerecht verlaufen. Er kümmere sich darum, sagt Alloush, der 1980 Abdullah Öcalan nach dessen Flucht aus der Türkei in Syrien empfing. Ständig wird das Gespräch unterbrochen. Ein Stammesführer wünscht eine Unterredung. Die Amerikaner rufen an.

«Wir besetzen keine mehrheitlich arabischen Gebiete. Die lokalen Kräfte verstehen, dass wir ihnen die Verantwortung übertragen werden», erklärt Alloush. Die International Crisis Group kritisiert hingegen, dass die zivilen Räte nur Feigenblätter seien. Darauf angesprochen reagierte ein Mitglied des Rates in Manbij ausweichend. Alloush widerspricht: «Unser Projekt ist eindeutig, es soll jeden in diesen Staat involvieren.» Wer die Stadt dereinst regieren wird? Das müsse die Bevölkerung entscheiden. Das Problem sei keines zwischen Arabern und Kurden: «Es ist eines zwischen Arabern. Wenn wir keinen Frieden, keine Vergebung bringen, werden sie einander vernichten.» Sie lassen IS-Mitglieder frei, die kein Blut an den Händen haben – Beamte etwa. Wer Verbrechen beging, wird vor ein Anti-Terror-Gericht gestellt. Auch das: ein Balanceakt.

Wo das Leben wieder pulsiert

Dass schon viele versuchten, mit den Stämmen zu paktieren, und scheiterten, bereitet Alloush keine Sorgen: «Das Regime hat Zwang und Belohnung eingesetzt. Wir werden Gerechtigkeit und funktionierende Institutionen bringen. Das wird verfangen. Sie werden verstehen, dass wir auf dem richtigen Weg sind.» Ausserdem sei man nicht abhängig von den Stammesführern. Man müsse ihnen Respekt erweisen, wegen ihrer Rolle in der Gesellschaft, doch wichtiger seien Technokraten, Lehrer, Ingenieure. «Und die Armen, die wir ernähren wollen und die wir mit Gas, Wasser und Nahrung versorgen. Auf sie kommt es an», sagt Alloush.

Rund um den Basar von Manbij, einem Modell für Rakka, pulsiert ein Jahr nach dem IS wieder das Leben. Die Bilder der Kämpfer, die in der Schlacht um die Stadt starben, zieren die Laterneleuchten. «Die Bevölkerungsgruppen haben begonnen, wieder zu interagieren», berichtet ein kurdischer Apotheker, der monatelang vom IS festgehalten worden war, weil man auf einen Gefangenenaustausch spekulierte. Man sei auf einem guten Weg. Andere sind weniger enthusiastisch. Es gebe nur ein einziges öffentliches Krankenhaus, und dem mangle es an Ressourcen, sagt ein Arzt. Ein Friseur meint: «Das Regime hat sich nie um diese Stadt gekümmert. So lebendig wie heute war es noch nie.»

In den Räumen des lokalen Legislativkomitees träumen sie derweil von der Zukunft. Eine Anwältin hofft, dass sie der Vielehe einen Riegel vorschieben können. Ein anderes Mitglied der Behörde erzählt, dass Probleme zwischen Zivilisten und den Sicherheitsdiensten nun vor dem Zivil-, nicht vor dem Militärgericht verhandelt würden. Nirgends im Nahen Osten gebe es das. Doch: «Wir brauchen noch viel Zeit. Ich weiss nicht, ob wir die haben.» Denn der Frieden ist fragil. Wenige Kilometer westlich stehen die türkische Armee und mit ihr verbündete Kräfte. «Manbij gehört den Arabern», befand jüngst Präsident Erdogan. Und in Damaskus fabuliert man noch immer von der Rückeroberung des ganzen Landes. Der Militärrat von Manbij beteuert öffentlich, die Stadt gegen das syrische Regime und die Türkei verteidigen zu wollen.

Asad, die Rebellen, der IS. Manbij erlebt nun seine vierte Herrschaft in sechs Jahren. Im Norden Syriens beginnt langsam etwas Neues. Wieder einmal.